

# Berliner Familien-Zeitung

## FRANK HELLER Des Kaisers Heirat

Copyright by Georg Müller Verlag, München.  
(Nachdruck verboten.)

Jedenfalls trug der Nimbus, der den Erzieher Nazirabads umgab, dazu bei, alle Egoisten des jungen Kaiserthums zu binden, solange Sie George selbst die Krone des Reiches inne hatte. Uebrigens war Dr. Bowles dem Prinzen ein so guter Lehrer, daß er die Sprache seines Vaterlandes fast ganz über der der Eroberer vergaß. Sogar mit seinem eingeborenen Lehrer, dem alten Dichter Ali, sprach er meistens englisch. Aber das Jahr 1906 — Nazirabads fünfundsiebzigstes Jahr — war kaum angebrochen, als er auch schon Sir Herbert Kayson verheiratete. Zu dieser Zeit war sein alter Erzieher Bowles schon aus dem Spiele, mit einer schönen Pension aus seiner Heimat nach England zurückgekehrt; es war also Sir Herbert selbst, der dem Antritt des ersten Sturmlaufes des jungen Regenten gegen das neue Regime handhalten mußte. Er tat es in seiner eigenen Weise, und vielleicht wäre das, was nun geschah, nie eingetroffen, wenn ein Mann von anderem Charakter Sir Herberts Platz besetzt hätte, in welchem Falle auch wohl die Welt ein bißchen anders wäre. Handelt es sich um einen Dichter, der dem Antritt des ersten Sturmlaufes unter der Haupttafel berniederjoh. Nazirabads jugendliche Heißblütigkeit singt er wie Wurfgeschosse mit dem Schild seiner Ironie auf; es muß zugestanden werden, daß dieser Schild auf der Probe durchgefallen ist. Er begann mit Neugierdenfragen, in denen der junge Regent seinen Willen durchsetzen wollte; die Angriffe auf diesen Gebiet waren von kurzer Dauer. Sir Herbert liebte den jungen Mann bei einer oder zwei passenden Gelegenheiten seinen Willen durchsetzen; das war genug. Die Ironie und Erregung der Bevölkerung, die sich schon an die majestätischen Dekretierungen und Aufzügen des englischen Regenten gewöhnt hatte, überzeigte sogar Nazirabads sehr bald, daß seine Anlagen nach anderen Richtungen wiesen. Nicht hold hatte er auch herausgefunden, welche die Richtungen waren: Pferdewerke und militärische Übungen. Der Anfall dauerte gut zwei Jahre, von 1907 bis Ende 1909. Darauf folgte eine kurze Periode der Mäßigkeit beim Patienten, bis die neue Phase der Krankheit auftrat. Und als dies geschah, wurde Sir Herbert zum ersten Male unruhig. Denn nun hatte das Weib seinen Einzug in Nazirabads Leben gehalten, und was schlimmer war, das entehrte, nur mit den Augen des Ideals gefüllte Weib. Sir Herbert hatte Grund zur Unruhe.

Bei diesem Punkt fragte sich der künftige Kaiser: Was ist das? Hat man nicht mit diesem indischen Fürsten und ihren Harems gefehen, wo die schönsten, üppigsten Frauen der Welt ausschließlich ihre Rechnung verwahrt werden, wie eine Bibliothek von Kurvasgaben? Sind nicht ihre mandelförmigen Augen schärfer und sanfter als die der Götze, ihre Glieder geschmeidiger als Schlingpflanzen, ihre Färblichkeit herabwürdiger als das Weib? Gibt es nicht eine schwedische Zenanammiffion für diese Unglücklichen? Oder war Nazirabads schlechter daran als seine Kollegen? — Dem Kaiser, der diese elegant formulierten Fragen stellt, können wir nur antworten: Das ist sich selbst in Nazirabads Lage verhalten, als souveräner Herrscher von einhundertfünfzig schönen Affentinnen aller Völkerschaffen! Was nicht ein Harem und seine arabeskengeformten Mauern gegen das Ideal? Das Ideal findet immer eine Nische in den Arabesken, durch die es sich eindringt; es ohmt die Stimme der Nachtigallen nach, um von Frauen zu singen, tausendmal verführerischer als die Haremssängerin, es flüchtet im Palmenrauschen; sein Stimmengespinnst flingt aus dem Nischen der Springbrunnen. Oder um so prosaisch zu sprechen wie Seine allerchristlichste Majestät Franz I. von Frankreich, auch er Herr eines (höchst christlichen) Harems — „loujours perdrix“! Immer Rebhühner! — Leben Sie einmal einen Monat von Rebhühnern und Nordvögeln, um Sie können sich nach Hühnern und einem Schafel Weibchen. Leben Sie ein paar Jahre von Rebhühnern, und Sie werden Vegetarier.

Nazirabads Khan, Maharadscha von Nazirabad, war schon um die Mitte des Jahres 1909 definitiv zum Vegetarismus übergegangen, und zu Ende dieses Jahres war seine idealistische Krankheit in ein dörfliches, altes Stadium getreten. Er wollte eine europäische Prinzessin heiraten! Er hatte Sir Herbert Kayson Grund, unruhig zu sein oder nicht?

Was die Sache noch verwickelter, war der Charakter des trefflichen Sir Herbert. Sein Schicksal entbehrte gänzlich jener idealistischen

Krankheit, die ein Phrenologe an dem Nazirabads gefunden hätte; als Nazirabads seine Gesellschaft aufsuchte und ihn zögernd in die stumme Qual seines Geistes einzuweihen begann, begegnete ihm Sir Herbert mit einem trockenen Lächeln und mit Reflexionen über die europäischen Frauen, die Nazirabads vor Empörung aufstehen ließen, wie einen neuen Narvan. Erst als er zu spät war, erkannte Sir Herbert, wie die Dinge standen, und änderte seine Taktik; aber seine Versuche, den jungen Regenten für Polo oder für Regierungsfragen zu interessieren, hatten keinen Erfolg mehr. Seine einzige Hoffnung war, daß der Krübling, der die Knie im Menschen wieder entzündet, auch seine Wirksamkeit auf Nazirabads nicht verloren würde. Der Krübling kam; doch anstatt bei Nazirabads die Knie zu den hundertfünfzig Frauen wieder zu entzünden, ließ er seinen Idealismus aufleben wie die Scheiterhaufen an den Kandharoben und im Gebirge. Und was mehr war: der Krübling brachte ihm einen Plan. Da es unwahrscheinlich war, daß die europäischen Prinzessinnen den in Nazirabads aufsuchen würden, blieb offenbar nichts anderes übrig, als daß er sie in Europa aufsuchte.

Nun begann Sir Herberts wirkliches Inferno. Endlose Ermahnungen und ironische Ausfälle erwies ihm als gleich fruchtlos. Den ganzen Sommer freilich Nazirabads Khan wie ein unerschütterter Schatz, den er nicht abgeben wollte, einen einzigen Wunsch auf den Kissen. Der Sommer Nazirabads, sonst kühl und angenehm gegen den Sommer im übrigen Indien, wurde für Sir Herbert so allmählich heißer als der Wikars. Die Quellen seiner Ironie verdorrten vor Nazirabads affektisch glühender Halsparität. Er wurde nervös und ängstlich, er verlor seine Nichte Geborgenheit gegenüber dem Phänomen des Lebens und seine Liebesfreunde. Endlich sagte er Ende Juli seinen Entschluß und schied an die Diefönig in Simla: Konnte man es riskieren, einen so Gifte des Idealismus fieberkranken Himalaya-König auf Europa loszulassen? Waren die heiratstüchtigen europäischen Prinzessinnen unfallsicher? Hatte nicht Pölsner irgendeine Behandlungsmethode für diese neue Form der Rabies?

Die Antwort des Diefönigs, die mit bis dahin unbeantworbener Spannung in Nazirabads erwartet wurde, lautete kurz und bündig: Kaffen Sie den jungen Diefönig reisen, aber folgen Sie ihm! **Verwahrung.** Sir Herbert suchte einen Augenblick unglücklicher Erleichterung aus. In einer Woche waren die Arbeiten an Nazirabads Ausreise in vollem Gange — dieser Zeitraum war nötig, um die Begriffe des jungen Regenten über die Praxid, die bei der Werbung um eine weiße Prinzessin entfallen werden sollte, ein wenig zu modifizieren. Nachdem Eisenbahn, Luftschiff und Seefahrt die Mittel der Besuche waren, die Nazirabads seinen Harem aus dem Programm gestrichen waren, blieb noch ein Punkt, in dem er sich unerschütterlich zeigte: Die Kronjuwelen Nazirabads vom ersten bis zum letzten mußten mitgeführt werden. Selbst mit dieser Praxid wußte er nur zu gut, wie unendlich gering seine Aussichten waren, die getraute weiße Prinzessin zu erlangen; ohne die Juwelen waren diese Aussichten winziger als die Eier der weichen Ameise. Sir Herbert suchte die Nadeln; natürlich konnte er in diesem Punkte nichts machen, denn die Juwelen waren Nazirabads Privateigentum. Er begnügte sich damit, sich die Juwelen zeigen zu lassen; es war ein lebenswichtiger Akt. Er wußte vom Harem, welche Schätze der alte Ibrahim Khan in seiner Juwelkammer aufgesammelt hatte, aber bisher waren sie ebenso sorglos vor seinen Augen verborgen gewesen, wie die hundertfünfzig Damen in Nazirabads Harem. Es war eine Pyramide von Diamanten, Perlen, Lapisen, Smaragden, Rubin und Gold, ein lichtsprühender Wasserfall von Juwelen. Halb gelähmt vor dem, was er gesehen, beugte er sich, für eine möglichst selbde Verpackung der Schätze Sorge zu tragen.

Wie werden Gelegenheiten finden, später von ihnen zu sprechen.

Am 13. August um Morgengrauen verließ Nazirabads Khan freierweg Nazirabad. Die Sonne ging eben hinter den Kaminen des Himalaya auf, und das Schloß Nazirabad mit seinen schlanken Türmen war wie in ein Netz von weichen Licht getaucht. Die Kanonen der Wäffon verkündeten drohend die Wichtigkeit von der Abfahrt des Regenten, und das Dorf wimmelte in den Straßen, um Nazirabads Khan auf seinem Schimmel zum Stadtor hinauszuweisen zu sehen, durch das Sir George Marston zum fünfundsiebzigsten Jahre eingezogen war. Nazirabads gab dem Maharadscha bis zum ersten Pferdewechsel des Abends das Geleit. Dann kehrte er zu seinem Lagerort zurück, froh in dem Bewußtsein, daß die Luft über diesen bewunderlichen Schilling seinem alten kranken Freunde, Oberst Morrel, anvertraut war, seit zehn Jahren Militärkommandant von Nazirabad. Auf diesem befand sich seine andere Persönlichkeit von Rang im Gefolge als Nazirabads alter eingeborener Lehrer, der fastjährlings Hofdichter Ali.

## Wohnungswächter

Die Gypffisten nimms Einwilligung von Frau Simonis

„Also abgemacht!“ sagte mein Freund Fritz, protestierte ich. „Der da wollte in die Wohnung einbrechen, da rief ich telephonisch um Hilfe. „Sie auch?“ wunderte sich der grüne Oberführer. „Natürlich ich! Ich wohne doch hier. Der Einbrecher ist der da. Vor meinem Haus — ich verabschiede schnell den Rest — vor meiner Pflanze ist er aus.“

„Aber Sie einen Waffenschrein?“ fragte mich streng der Polizeimeister.

„Nein“, stotterte ich.

„Sie nehmen beide mit!“ entschied der Führer des Kommandos. Wiederprüf von beiden Seiten nicht möglich.

Durch das bunte Spalier der Straßenscheune des Fliegen vier des Auto, dann ging's los.

Auf der Wache wurde der andere zuerst vernommen. Er behauptete, wegen Furchtsigkeit Stramm zu heißen, Einbrecher und Fritz Hütze

„Meine Herren. Sie sind im Irrtum“, protestierte ich. „Der da wollte in die Wohnung einbrechen, da rief ich telephonisch um Hilfe. „Sie auch?“ wunderte sich der grüne Oberführer. „Natürlich ich! Ich wohne doch hier. Der Einbrecher ist der da. Vor meinem Haus — ich verabschiede schnell den Rest — vor meiner Pflanze ist er aus.“

„Aber Sie einen Waffenschrein?“ fragte mich streng der Polizeimeister.

„Nein“, stotterte ich.

„Sie nehmen beide mit!“ entschied der Führer des Kommandos. Wiederprüf von beiden Seiten nicht möglich.

Durch das bunte Spalier der Straßenscheune des Fliegen vier des Auto, dann ging's los.

Auf der Wache wurde der andere zuerst vernommen. Er behauptete, wegen Furchtsigkeit Stramm zu heißen, Einbrecher und Fritz Hütze

Abends fuhr ich nach Fritz Wohnung und besorgte alles wie besprochen. . . .

„Recht“, da lag die schöne Tasse, aus der ich eben Kaffee getrunken hatte, und die ich nun färberte, auf den Rücken der Küche. Ganz vertarrt ob des Mißgeschicks lösch ich die Scherben zusammen und warf sie in den Abfalleimer.

„Da — hörte ich recht? — Nein, es war keine Zerstörung, jemand behielt ein Schloß der Wohnung. Ich war muckensüßend. Eine Wache hatte ich nicht. Was tun? Ha, der Hausbesitzer! Betrugsmann, vorne mit großem Loch — er sah richtig aus wie eine Pflanze.“

„Jetzt . . . jetzt war der draußen mit der Postleier fertig, das Schloß sprang auf, er trat ein.“

„Mit geklauten Hausbesitzer! Sprang sich in den dümmlichen Tür, bereit zum Kampf auf Leben und Tod.“

„Was haben Sie hier zu suchen?“ fragte der Einbringling, offenbar ein Gentlemenbedienter, denn er trat einen Kraken.

„And Ziel“ fuhr ich ihn empört über seine Furchtsigkeit an.

„Nun hört doch alles auf!“ entsetzte sich der andere und drang auf mich ein. Im Bewußtsein des nicht einmal auf sichstehenden, unter feinen Umständen jedoch stehenden Hausbesitzes retirierte ich klammern in das nächstliegende Zimmer.

Der Einbrecher mußte wohl erst jetzt die Schußwaffe in meiner Hand bemerkt haben, denn er erlief



„Nun hört doch alles auf!“ entsetzte sich der andere und drang auf mich ein. Im Bewußtsein des nicht einmal auf sichstehenden, unter feinen Umständen jedoch stehenden Hausbesitzes retirierte ich klammern in das nächstliegende Zimmer.

Der Einbrecher mußte wohl erst jetzt die Schußwaffe in meiner Hand bemerkt haben, denn er erlief



plötzlich hinaus und schloß die Tür mit fabelhafter Fingertip.

„Mit einem Schlag war ich am Telephon, „leberfall!““

Wenige Minuten vergingen.

Die Haustür flachte nicht — der Türschloß war also noch im Ganzen.

„Nun laufe ein Auto vor. Die Polizei!“ Ich eilte in den Korridor. Draußen hörte ich Stimmen. Als ich die Wohnungstür aufschloß, sah ich die Beamten bereits mit dem Spülbügel stehen.

„Da, sie hatten ihn also!“

„Da ist der Einbrecher ja!“ rief er aus, auf mich deutend.

„Im Saal hatten mich einige kräftige Jährlinge gepackt.“

nochbar zu sein. Fritz habe ihn am Tage vor seiner Abreise gesehen, sich um seine Wohnung zu bestimmen und ihm auch die Schlüssel ausgehändigt.

„Das kann jeder sagen!“ schmeterte ich in die Vernehmung.

„Schweigen Sie!“ sagte der Kriminalbeamte, blätterte in Register, telephonierte im Nebenzimmer und sagte dann: „Stimm! Sie können gehen.“

Nun sah ich allein da. Trümpfspielend zeigte ich meinen Akteuse von Fritz Hand vor.

„Das kann jeder zeigen.“ höhnte der Kriminalbeamte, „die Unterförscht ist nicht beglaubigt.“

Ich mußte bleiben.

Am nächsten Morgen fragte ich, ob man mich noch zwanzig Jahre eingesperrt halten wolle. Die Antwort fiel in Paris gewesen, sie sei auch längst erledigt. Es sei unerhört . . . ich sei Staatsbürger und hätte Rechte . . .

„So fluchte ich und endete in dem Schrei nach dem orientalischen Richter.“

Der Mann in der Uniform sagte nur: „Zofte, Jungelen, Ladje!“

Wegen Mittag öffnete sich die Tür und herein stürmte — Fritz!

„Ich wollte ihn in der ersten Aufwallung meines Freude, erlöst zu sein, um den Hals fallen. Der Kriminalbeamte, auf dessen Telegramm Fritz persönlich herbeigeeilt war, hob sich dasjovischen. Es bedrührte jedoch nur weniger Worte, und der Fall war aufgeschoben.“

„Ich war entlassen. Ja — aber sollte ich so ohne weiteres gehen?“

Wir schieden in einem richtigen Freundschaftschor. Mindestens auf vier Wochen waren wir „Schul“, starrte ich.

Ich eilte ins Bureau, wo ich ersah, ich hätte wegen einer unachtsamlichen Zigarette noch fünf Wochen müssen.

Kaum hatte ich meine Arbeit vorgenommen, als ich ans Telephon gerufen wurde.

Fritz meldete sich, Menschenkind, um Gottes willen, halt du das Silberzeug aus dem Silberkasten bereit!“

„Ich denke nicht dran!“

„Es ist fort!“

Zufällig, es war fort. Es war in der Nacht, als ich auf der Wache sah, gestohlen worden.